



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kurfürst und der Geldfürst.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Schluß.)

Der Landgraf hatte mit abgewandtem Gesicht dagestanden; als Gudula und Mayer Anselm über die Schwelle dahinschritten, sprang er vorwärts, zur Thür hin, aber dann blieb er stehen, seine Hände klammerten sich um den Thürpfosten, als wolle er sich selber zwingen, nicht weiter zu gehen, ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust hervor und Thränen entströmten seinen Augen, Thränen des Jornes, der Beschimpfung und der gekränkten Eigensliebe.

Hand in Hand, mit beflügelten Schritten, war das junge Paar indes durch den Garten dahingegangen. Niemand hielt sie auf, Niemand sah sie; der Mond schaute groß und glänzend auf sie nieder, beleuchtete ihren Pfad, zeigte ihnen die kleine Pforte, durch welche Mayer Anselm eingetreten war, und geleitete sie freundlich und schützend auf ihrem weiten einsamen Wege.

Sie sprachen Beide nicht, ihre Herzen waren zu voll, als daß sie es hätten wagen mögen, das heilige Schweigen durch Worte zu entweihen. Nur einmal fragte Gudula: „Aengstigt sich mein Vater sehr?“

„Ja, Gudula,“ erwiderte Mayer Anselm, „er ängstigt sich sehr. Aber er ist ein frommer Mann und er betet.“

„Laß uns eilen,“ sagte Gudula, und sie schritt rascher vorwärts.

Und endlich jetzt hatten sie das Ziel ihrer Wanderung erreicht, jetzt schritten sie durch das Thor hinein in die Judengasse. Nur wenige Schritte, und sie hatten jenes Haus erreicht, aus dessen untern Fenstern ein heller Lichtschein ihnen entgegenflamte, das Haus, in welchem der alte Baruch Schnapper in Todesangst seiner Tochter harrete.

Sie schritten rascher vorwärts, hinein in das schweigende Haus. Ein Freudenschrei erkante aus dem Innern der Stube bei dem Schall ihrer Tritte, die Thür ward heftig geöffnet, und Vater und Tochter lagen sich weinend in den Armen.

„Vater Baruch,“ sagte Gudula nach einer Pause, auf Mayer Anselm hindeutend, „der hat mich gerettet vom Tode und von der Schande. Ihm dankst Du es, daß wir wieder vereinigt sind.“

„Ich werde für ihn beten Abends und Morgens,“ rief Baruch, ihm seine beiden Hände darreichend. „Ich werde ihn lieben, als wenn er wäre mein eigener Sohn.“

„Laßt mich Euer Sohn sein, Baruch,“ sagte Mayer Anselm, „gebt mir das Recht, Euch zu lieben als meinen Vater!“

„Wie meinst Du denn das, Mayer Anselm?“ fragte Baruch staunend.

„Ich will's Euch sagen, Vater Baruch, und besonders will ich es Dir sagen, Gudula. Ich nenne Dich nicht mehr Schwester Gudula, wie ich es that heute Abend. Die wenigen Stunden haben Alles in mir ungewandelt, sie haben mir ein großes Geheimniß offenbart, das in mir geruht hat von Kindheit auf, und das ich selber nicht habe gekannt. Als ich dahinschritt in die Nacht hinaus in der Angst und Sorge um Dich, Gudula, da war's auf einmal, als wenn sich in meinem Herzen die goldenen Pforten des Allerheiligsten aufthäten, und ich sah darin Dich, den Engel meines Lebens, Dich, das Gebet meines Lebens, die Hoffnung meiner Zukunft, und ich erkannt' auf einmal, was ich bis dahin nimmer gewußt, daß ich Dich grenzenlos liebe, daß das Leben nur Werth für mich hat, wenn Du es mit mir theilen willst, Gudula. Und so frag' ich Dich denn, Gudula, ob Du meine Lieb' und mein Herz willst annehmen, ob Du mich machen willst zu einem glücklichen Menschen, indem Du mir Dein Herz giebst und Deine Liebe? Hab' mühsam an mich gehalten, sonst hätte ich es Dir schon gesagt auf dem Wege hierher, daß ich Dich grenzenlos liebe, hätt' Dich gebeten, mein Weib zu sein. Aber ich schwieg, weil ich weiß, daß ein tugendhaftes Mädchen nur Antwort giebt auf solche Frage im Beisein ihres Vaters. Und darum, Baruch, frag' ich, bevor die Gudula mir Antwort giebt, nur Dich, ob Du mich willst haben zu Deinem Tochtermann und willst mir geben die Gudula zum Weibe?“

„Mit Freuden will ich Dich annehmen zu meinem Tochtermann,“ rief der Alte mit frohem Angesicht, „will Dir geben die Gudula zum Weibe und dazu meinen inbrünstigen Segen. Aber nein, nein,“ unterbrach er sich selber, „es geht ja nicht, Du bist ja nicht mehr im Stand, um irgend ein Mädchen zu werben. Mayer Anselm, muß ich Dich daran mahnen, daß Du der Bräutigam bist der reichen Veilchen Rahel, die Dich so herzlich liebt, daß sie Dir will geben ihre Hand und ihr Vermögen? Muß ich Dich daran mahnen, daß Du Dein Herz nicht mehr verschenken darfst, daß es der Veilchen gehört? Erst ein paar Stunden sind's her, daß Du uns hast um Rath gefragt, ob Du die Veilchen Rahel heirathen sollst, die Dich zu einem reichen Manne macht, und wir haben Beid' gesagt, daß Du es thun sollst. So kann ich Dir jetzt nur wieder sagen: geh' hin und heirathe des reichen Nathan's Tochter und werde ein reicher Mann!“

„Du meinst, erst ein paar Stunden wär's her, daß Du mir das gesagt hast?“ fragte Mayer Anselm, indem er seine Augen fest auf Gudula heftete. „Nein, Du weißt, eine Ewigkeit ist es



Albert Traeger.

„Es darf Niemand hier eintreten,“ sagte der Officier. „Alle Zimmer sind besetzt, und Jeder, der sich in einem Zimmer befindet, bleibt darin als Gefangener, bis Ihr sie befreit, indem Ihr bekennet, oder bis nach der Execution.“

„So bleiben meine Kinder Gefangene,“ rief Mayer Anselm ruhig, „und Du, Gudula, bleibst bei mir bis zur Execution!“

„Ich will beten, beien!“ flüsterte Gudula und sie sank wieder auf ihre Kniee nieder.

Nun ward Alles still in dem Gemach. In der Thüre standen Soldaten mit geschultertem Gewehr, die Officiere hatten sich in die Fensternische zurückgezogen.

Nach einiger Zeit trat eine Ordomanz in das Zimmer, um zu melden, daß sie den obern Bodenraum des Hauses durchsucht und nirgends Geld oder Geldeswerth gefunden hätten.

„Sie verharren bei Ihrem Leugnen?“ fragte der Officier.

„Ich verharre dabei,“ erwiderte Mayer Anselm ruhig.

„Auch wenn ich Ihnen sage, daß wir durch unsere Spione und Agenten es mit Bestimmtheit wissen, daß der Kurfürst bei Ihnen war, daß er Ihnen seine Schätze anvertraut hat?“

„Auch dann noch!“

„Auch dann noch, wenn ich Ihnen sage, daß Sie nicht blos sich durch Ihr Schweigen zum Tode verurtheilen, sondern alle Ihre Glaubensgenossen gefährden? Denn wenn Sie uns die Millionen

nicht ausliefern, so werden Sie erschossen, und dann erlaube ich den Soldaten die Plünderung der Judenstadt.“

„Mayer Anselm, sei barmherzig,“ schrie Gudula, „errette unsere armen Glaubensgenossen. Unterwirf Dich der Gewalt!“

„Ich unterwerfe mich ihr, darum bin ich bereit, mein Leben hinzugeben,“ sagte Mayer Anselm feierlich.

„Und das Leben vieler Ihrer Glaubensgenossen zu gefährden, denn Sie wissen es wohl, wenn die Plünderung der Judenhäuser begonnen hat, so wird der Fanatismus aus der Plünderung einen Vernichtungskampf, eine Glaubenssache machen.“

„Mayer Anselm,“ jammerte Gudula, „gedenke Deines Vaters und Deiner Mutter, die keine Ruhe werden haben im Grabe, wenn ihr Sohn es ist, der sein geknechtetes Volk in neues Unglück stürzt; gedenke des Elends und der Noth, das auf den Aeffern lastet, und wolle nicht den Hammer noch vergrößern. Wehre ab neues Unheil, wenn Du es vermagst, erbarme Dich der Schwachen und Kranken, errette Dein Volk!“

Mayer Anselm stand da, unbeweglich, mit todtbleichem Angesicht, mit festgeschlossenen Lippen, die Augen mit einem traurigen fragenden Blicke aufwärts gewandt.

Wieder trat jetzt eine Ordomanz ein, um zu melden, daß man auch die untere Etage des Hauses durchsucht habe, ohne irgend etwas zu finden.

„Er ist todt?“

„Ja, Hoheit, er starb vor einem Jahr.“

„Er war ein braver, guter Mann,“ sagte der Kurfürst seufzend. „Ich hegte das größte Vertrauen zu ihm, und ich habe es ihm bewiesen. Ich kann ihm auch keinen Vorwurf daraus machen, daß das Resultat meines Vertrauens unglücklich ausgefallen. Ich habe durch meine Agenten und Bevollmächtigten Alles erfahren, und ich weiß, daß Euer Vater nur nach dem tapfersten Widerstreben und gezwungener Weise den schändlichen französischen Räubern mein Geld ausgeliefert hat. Euer Vater hat sich benommen als ein redlicher und treuer Mann, ich gebe ihm dies Zeugniß noch in das Grab, und was die drei Millionen anbelangt, die ich ihm übergeben, so habe ich sie verschmerzt. Nicht deshalb ließ ich Euch rufen, es sind mir Gott sei Dank noch einige Millionen geblieben, und die wollte ich Eurem Vater übergeben, daß er sie mir sicher anlege. Ich beklage es, daß er gestorben, denn wie gesagt, er war ein redlicher, treuer Mann, und es ist nicht seine Schuld, daß meine drei Millionen verloren gegangen.“

„Hoheit,“ sagte Anselm Rothschild lächelnd, „Ihre Millionen sind nicht verloren gegangen!“

„Wie meint Ihr das? Es ist also nicht wahr? Man hat Eurem Vater nicht ausgeplündert?“

„Ja, Hoheit, das ist wahr. Aber mein Vater hatte Eure Hoheit geschworen, Ihnen das ihm anvertraute Gut zu bewachen, und er hat seinen Schwur erfüllt. Er übergab den Franzosen, die ihn mit dem Tode bedroheten, sein eigenes Vermögen und rettete dadurch die drei Millionen Eurer Hoheit.“

„Sodas meine Millionen also wirklich nicht verloren gegangen sind!“ rief der Kurfürst mit aufleuchtendem Gesicht.

„Hoheit, das Haus Rothschild ist bereit, wenn Eure Gnaden es befehlen, die drei Millionen sofort auszuführen, nebst den üblichen Zinsen, vom Tage des Empfanges an.“

Der Kurfürst blickte staunend, athemlos in das ruhige, unbewegte Gesicht des Banquiers. „Alles?“ fragte er nach einer Pause. „Ihr konntet mir Alles verleugnen, und Ihr gebt mir Alles, das Capital sowohl, wie die Zinsen?“

„Es ist selbstverständlich, Hoheit,“ erwiderte der Banquier ruhig. „Nur um Eins ersucht das Haus Rothschild Eure Hoheit, nämlich um dieses: daß Ihr wolleet in Anbetracht der schlimmen Umstände, unter denen unser Vater Eure Millionen rettete, nicht bis zum heutigen Tage von den Zinsen den Zins fordern, sondern diesen Zins uns anrechnen für die jahrelange Verwaltung der drei Millionen. Wir sind bereit über Alles Rechenschaft abzugeben.“

„Aber ich bin nicht bereit sie entgegenzunehmen,“ rief der Kurfürst lebhaft. „Herr Banquier Anselm Rothschild, Ihr seid der würdige Sohn Eures Vaters. Ich habe einmal vor Eurem Vater beschämt die Augen niedergeschlagen, vor seinem Sohne will ich es nicht. Ihr sollt mir die drei Millionen nicht auszahlen, sie bleiben in Eurem Geschäft, und es darf keine Rede mehr sein von den Zinsen und Procenten, die Ihr mir anbietet vom Tage des Empfanges bis zu dieser Stunde. In diesem Augenblicke erst über-

gebe ich Euch meine drei Millionen, Herr Banquier Rothschild, und erst vom heutigen Tage an könnt Ihr mir Procente berechnen, doch dürften dieselben nicht mehr als die Hälfte des üblichen Zinsfußes betragen.“

„Eure Hoheit, ich weiß nicht, ob ich diese Großmuth annehmen darf, und —“

„Still,“ unterbrach ihn der Kurfürst ernst, „redet nicht von Großmuth, sonst müßte ich bekennen, daß Ihr es seid, der sie geübt, Ihr, der Banquier gegen den Kurfürsten. Aber ich habe in diesen Jahren der Verbannung viel Neues begriffen, und der fürstliche Hochmuth hat sich beugen gelernt und eingesehen, daß es außer den legitimen Fürsten noch andere Fürsten giebt, und daß das Geld ebenso gut Throne aufrichtet, wie die Geburt. Wir conserviren also Macht gegen Macht, Herr Anselm Rothschild. Ich bin der Kurfürst, Ihr seid der Geldfürst. Und wer weiß, vielleicht ist der Geldfürst zuletzt mächtiger als der Kurfürst. Was ich dann thun kann, Euch Macht in die Hände zu geben, das soll geschehen. Ihr sollt sehen, Herr Geldfürst, daß der Kurfürst nicht undankbar ist, und daß er sich nicht schämen wird, laut gegen Jedermann zu bekennen, wie viel Dank er Euch schuldet!“

Und der Kurfürst hielt seinem Banquier, dem Oberhofagenten Rothschild, den er zum hessischen Finanzrath ernannt, sein Wort, hielt ihm besser Wort, als seinem Volk, dem er die versprochene Constitution bald wieder nahm.

Als die Fürsten alle in Wien sich zum Congreß versammelten, als dort, wie der Fürst von Ligne sagte, „die europäischen Fürsten ihre Ferien feierten“, als dort „der Congreß tanzte, aber nicht vorwärts schritt“, da erzählte bei einem der heitern festlichen Gastmahle der Kurfürst von Hessen den anwesenden Königen und Fürsten die Geschichte seiner drei Millionen und der Redlichkeit des Hauses Rothschild. Und staunend vernahmen die Fürsten diese seltene Mähr, und Jeder dieser gekrönten Herrn erklärte sich freiwillig bereit die seltene Redlichkeit zu lohnen. Und dies Mal hielten alle Fürsten Wort. Oesterreich erhob die Gebrüder Rothschild in den Freiherrnstand, Preußen ernannte sie zu Geheimräthen, die andern Fürsten decorirten sie mit Orden, und alle Fürsten, die kleinen wie die großen, wenn sie des Geldes bedurften, wandten sich an das Haus Rothschild, an die Geldfürsten, von denen man bald sagen konnte, daß sie mehr als die legitimen Fürsten über Krieg und Frieden zu entscheiden hatten.

Gudula, die Stamm-Mutter des Hauses Rothschild, die treu verblieb in ihrem kleinen Hause in der Judenstadt, obwohl die Söhne längst sich fürstliche Paläste gebaut da draußen auf der Zeil und anderswo im schönen Frankfurt, in Wien, Paris, Neapel und London, Gudula kannte auch gar wohl die Macht ihrer Söhne, der Geldfürsten. Als im Jahre 1830 eine Nachbarin weinend zu ihr kam und klagte über die Revolution, die in Frankreich und Polen ausgebrochen, und daß es nun wohl zum großen Kriege kommen werde, da antwortete Madame Gudula lächelnd und stolz: „Sei Sie ohne Furcht, meine Gute. Ich werde meinem Sohn sage, daß er dene Fürchte soll nit gebe Geld, und dann können die Fürchte keinen Krieg mache.“

Der Dichter der Gartenlaube.

(Mit Portrait.)

Aus den grünen Waldbergen Thüringens ist eine farbenreiche Sage in das deutsche Land hinausgegangen von einem Nickerkampfe, den vor grauen Zeiten berühmte Meißnerfänger auf der Wartburg kämpften. Es soll ein Ringen auf Tod und Leben gewesen sein. Die Geschichtschreiber freilich behaupten, daß Alles, was man von diesem Sängerkriege zwischen Wolftram von Eschenbach, Heinrich von Osterdingen und dem geheimnißvollen Klingsoz erzählt, eine Fabel sei, erfunden von den Dichtern späterer Jahrhunderte. Indessen, wie dem auch sei, ob Fabel, ob Wahrheit: das Schauspiel zeigt sich noch täglich vor unsern Augen.

Wie viele junge, glühende Seelen, begierig nach dem Dichterpriest, stürzen sich noch jährlich in die Arena und lassen ihre Leier erklingen! Und wie Viele verlassen nicht mit zerbrochener Harfe und zerstörten Hoffnungen, den bitteren Schmerz der Enttäuschung im Herzen, die Schranken! Wie wenig Glückliche erringen sich

ein Blatt aus dem Lorbeerkränze, welcher Anstrengungen, welcher Günst des Schicksals bedarf es nicht, um nicht das Loos jener Schaar zu theilen, für die das Publicum ein kaltes, spöttisches Lächeln oder höchstens ein mitleidiges Achselzucken hat! Ist das nicht auch ein Kampf auf Tod und Leben, wie jener Sängerkrieg auf der Wartburg? Nur mit dem Unterschiede, daß der Besiegte nicht zu den Füßen einer schönen Fürstin flüchten und deren Huld und Schutz ansehen kann, sondern daß er langsam verkümmert und jahrelang stirbt an jenem spöttisch-kalten Lächeln und dem mitleidigen Achselzucken. Wer hieß den Narren auch die Feder in die Hand nehmen und unter die Poeten gehen! Wäre er Bierbrauer oder Bäcker geworden, das sind unstreitig sichere Professionen. Mit einem Worte: es geht bei den modernen Sängerkämpfen zwar nicht so prachtvoll-phantastisch zu, wie bei denen im Mittelalter, wohl aber nicht weniger ernsthaft und viel erbarmungsloser.

Zu jenen Glücklichen nun, welche sich in den Dichterkämpfen der Gegenwart einen Preis errangen, gehört auch der Sänger, dessen Lebensgang diese Zeilen leicht skizziren sollen. Es ist Albert Traeger, der Dichter der Gartenlaube.

Wir nennen ihn den Dichter der Gartenlaube, weil diese Zeitschrift, wenn auch nicht seine ersten, doch seine besten Lieder gebracht hat und er ihr bis auf den heutigen Tag treu geblieben ist. Albert Traeger wurde am 12. Juni 1830 in Augsburg, wo sein Vater bei der Redaction des im Cotta'schen Verlag erscheinenden „Auslandes“ angestellt war, geboren. Seine Jugendbildung erhielt er jedoch im nördlichen Mitteldeutschland, denn schon im Jahre 1838 siedelten die Eltern nach Raumburg über, in welcher Stadt der Großvater des Knaben ein kaufmännisches Geschäft besaß, dessen Führung der Vater übernahm. In Raumburg besuchte Traeger das Doungymnasium und war eben in die Secunda eingetreten, als ihm, 1844, der Vater starb. Bei seinem lebhaften Naturell war es ein Glück für ihn, daß er in seiner Mutter eine ebenso zärtliche, als tüchtige Erzieherin fand.

1848 bestand er sein Abiturientenexamen und bezog die Universität Halle, sich dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften widmend. Im Jahre 1849 finden wir ihn in Leipzig, in engen, freundschaftlichen Beziehungen zu Gustav Liebert, dem Frühgeschiedenen, mehr den schönen Künsten und Wissenschaften, als dem strengen Fachstudium lebend. Nach einjährigem Aufenthalt in Leipzig geht er wieder nach Halle zurück und wird 1851 Auscultator. Er wird dem Appellationsgericht Raumburg zugetheilt, und hier ist es, wo sein Name zum ersten Male in die Defensivität dringt. Das heißt nicht als Dichter, sondern als gesuchter und glücklicher Verteidiger. Seine Bertheidigungsrede vor dem Schwurgericht in der cause célèbre der Frau von Feilitzsch (die der Kindesunterschlebung angeklagt war) verdient den Namen einer Musterrede und fand auch als solche Aufnahme in der Temmeschen Schwurgerichtszeitung.

Im Jahre 1857 wurde Traeger nach einem glänzenden Staatsexamen Gerichtsassessor und als solcher vielfach commissarisch beschäftigt. Seit dem Juni 1862 hat er seinen Wohnsitz als Rechtsanwalt und Notar in dem Städtchen Ellbeda in Preussisch-Thüringen, sich einer lebhaften und guten Praxis erfreuend. — Das ist der äußere Lebensgang des Dichters der Gartenlaube. Einfach und gut bürgerlich, wie es in Deutschland bei den meisten unserer Autoren der Fall; frei von abenteuerlicher Romantik, aber auch frei von jenen dunklen Episoden, welche nur zu oft mit dieser Romantik verknüpft sind.

Obwohl Traeger nicht bloß Lyriker, sondern auch Prosaiker ist, so verdankt er doch seinen Ruf wesentlich seinen lyrischen Dichtungen, die unter dem Titel „Gedichte von Albert Traeger, Leipzig, Verlag von Ernst Reil,“ im Jahre 1857 zum ersten Male gesammelt erschienen und seitdem wesentlich verbessert und vermehrt mehrere Auflagen (1861 zweite Aufl., 1863 dritte Aufl.) erlebt haben.

Eleganz des Ausdrucks, Formenvollendung und ein gewisser melancholischer Duft, welcher über Traeger's Lieder gehaucht ist, sind in Verbindung mit einer glücklichen Wahl der Stoffe und Wahrheit der Empfindung wohl hauptsächlich die Vorzüge, welche dem Dichter so rasch die Gunst des Publicums gewonnen. Mit feinem, echt dichterischem Takte weiß Traeger die empfindsamsten Saiten der Menschenbrust zu berühren.

Oder welches Vater- und Mutterherz, dem ein geliebtes, kleines Kind durch den Tod entrisen wurde, wird nicht auf's Tiefste bewegt durch das rührende und tröstende Gedicht „vom frühen Tod“:

„Zum Himmel kehrt die reine Seele wieder,
Kein finst'rer Tod macht sie beim Scheiden beben:
Es beugt ein Engel sich zum Kinde nieder,
Und von den Lippen küßt er ihm das Leben.“

Ueberhaupt möchten wir jene Lieder, welche der Dichter „Stimmungen“ nennt, als die schönsten und duftigsten Blüthen seiner Muse bezeichnen.

Auch unter seinen Wanderliedern — wir erinnern nur an das so rasch populär gewordene: „Wenn Du noch eine Heimath hast“ — finden wir prächtige Perlen. Weniger haben uns die Sonette an-

gesprochen; auch die Liebeslieder, so formvollendet sie sind, stehen uns hinter den „Stimmungen“ und seinen „Wanderliedern“ zurück. Bis auf wenige, darunter das innig empfundene „Dein liebes Angezicht“, tragen sie mehr den Charakter der Reflexion, als der unmittelbaren Empfindung. Tief ergreifend sind die „den Armen“ gewidmeten Dichtungen. Der Grundton dieser Dichtungen ist religiös-socialistisch, und in einigen, z. B. im „ohne Crucifix“, von einer Energie des Gefühls und des Ausdrucks, welche unsere Seele in tiefem Mitgefühl schmerzlich erbeben läßt. Traeger fokettirt nicht mit diesen Empfindungen, er benützt sie nicht als theatralischen Aufputz, um durch die Poesie der Contraste zu wirken, sie entspringen wirklich einem guten, die Noth seiner Nebenmenschen, seiner armen Mitbrüder mitfühlenden Herzen. Wir hätten noch seine Zeitgedichte, darunter das Lied von „Schleswig-Holstein und Kurheffen“ mit seinem an die Beranger'sche Weise erinnernden Refrain, sowie das durch den Frankfurter Fünftentag berühmt gewordene Lied: „Wann, wann marschiren wir gen Norden?“ zu erwähnen.

Diese Zeitgedichte haben neben dem allgemeinen Interesse noch ein individuelles. Sie charakterisiren die politische Parteilstellung Traeger's.

Traeger gehört nicht zu jenen kalten, gleichgültigen Naturen, denen die Kunst, die Cultur des Schönen genügt; zu jenen unglücklich organisirten Charakteren, für welche die Worte Vaterland und Freiheit Worte ohne Sinn und Bedeutung sind. Er hat Partei ergriffen, die Partei der nationalen Demokratie, der schon ein Theil der Gegenwart gehört und die das ausschließliche Anrecht auf die ganze volle Zukunft hat.

Im Dienste dieses nationalen demokratischen Gedankens arbeitet Traeger, und zwar nicht bloß als Poet, sondern auch als praktischer Politiker, als Volksredner. Er gehört mit zu den thätigsten Mitgliedern des Nationalvereins in Thüringen, und die Erfolge seiner Beredsamkeit sind nicht geringe zu nennen. Die Fortschrittspartei seines Kreises trug ihm bei der Nachwahl für den gemäßigten Abgeordneten zur Zweiten preussischen Kammer, Pastor Gräser, ein Mandat an, das er jedoch zu Gunsten des liberalen Candidaten, Kreisrichter Blochmann in Nordhausen, ablehnte. Da wir hier seine rednerische Thätigkeit berührt haben, so wollen wir bei der Gelegenheit erwähnen, daß Traeger die Festrede bei der Schillerfeier in Leipzig 1859 hielt und daß der Prolog, welcher der Aufführung der „Hermannschlacht“ zur 50jährigen Gedenkfeier der Völkerschlacht von Leipzig im Leipziger Stadttheater voranging, seiner Feder entfloßen ist.

Es bleibt uns noch übrig Traeger's sonstige literarische Thätigkeit kurz zu skizziren. 1853 schrieb er eine recht gute Biographie des schottischen Dichters Burns, welche der Perz'schen Uebersetzung von Burns' Gedichten vorgedruckt ist. 1860 gründete er das „Leipziger Sonntagsblatt“, ein Beiblatt zum Leipziger Tageblatt, und veröffentlichte eine Novelle „Uebergänge“, interessant geschrieben, voller pikanter, psychologischer Erörterungen, aber ohne recht befriedigenden Abschluß; 1861 erschienen seine „Stimmen der Liebe“, eine Sammlung der reizendsten Liebeslieder, und jetzt eben hat ein zweites Sammelwerk „Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund“ die Presse verlassen. Von einem guten Humor zeugen seine „Tannenreiser“, es sind modern-social Skizzen, Weihnachtsarabesken nennt sie Traeger, die im Verlag von Schönewerk in Wien erschienen sind. Auch im dramatischen Fach hat sich Traeger mit einer Kleinigkeit, „die letzte Puppe“, Solofcherz, der in Weimar von Louisebeth Rödel, Tochter des letzten Maigefangenen, mehrfach beifällig aufgeführt wurde, versucht.

Traeger hat jedenfalls noch eine schöne Zukunft vor sich. Noch mancher Preis wird ihm zu Theil werden, wenn er mit derselben ernsten Beharrlichkeit, die sein bisheriges Streben auszeichnet, weiter ringt. Möge er die Anerkennung, welche ihm das Publicum für seine bisherigen Leistungen zollte, als Sporn zu neuen Anstrengungen betrachten, vor Allem aber möge er seine reiche Kraft dem heiligen Herz der Völker widmen, wie unser Sänger Bilderlin das Vaterland nennt, dem deutschen Vaterland, dessen brennendste Wunden seine Lieder uns so ergreifend und mit dem Ausdruck männlicher Entrüstung geschildert haben. S. W.